

Zeitschrift: Rote Revue - Profil : Monatszeitschrift
Herausgeber: Sozialdemokratische Partei der Schweiz
Band: 61 (1982)
Heft: 7-8

Buchbesprechung: Das Ende der Idylle : über Alain Finkielkrauts Buch "Der eingebildete Jude"

Autor: Broder, Henryk M.

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 07.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

den, dass Drogen wieder eigentliche Genussmittel werden und keine Fluchtmedien. In diesem Sinne ist der Eigenkonsum von Cannabis-Produkten zu legalisieren sowie durch eine kontrollierte Abgabe die Gesellschaft zum bewussten Umgang mit Drogen anzuleiten. Drogendelinquenten müssen im Strafvollzug besonders betreut werden. 25. Freie Wahl für alle Zwanzigjährigen zwischen einem ein- bis halbjährigen Zivildienst (Friedens- und Sozialdienst) im Inland oder einem entsprechenden Einsatz im Rahmen der eidgenössischen Entwicklungszu-

sammenarbeit in einem Land der Dritten Welt. Nach Abschaffung der Armee soll dieser Friedens- und Sozialdienst freiwillig sein. Er ersetzt den bisherigen Militärdienst. Er berechtigt den oder die Absolventen zu einem öffentlich finanzierten Bildungsjahr im Verlaufe seiner künftigen Erwerbstätigkeit. 26. Wenn Jugendliche mit dem Gesetz in Konflikt geraten, so ist das Gesetz gegen die Schwächsten nicht am strengsten auszulegen (Amnestie für alle im Zusammenhang mit der Jugendbewegung unter Anklage gestellten Jugendlichen).

rückhaltung bei der Darstellung ihrer Ansichten gebeten. Das zu diskutierende Thema — «Heimat?» — sei brisant, man dürfe dem Gegner, wer immer das sei, kein Material liefern, weder indem man sich zu sehr mit Israel identifiziert, noch zu sehr von Israel distanziert, beides würde gegen die Juden in ihrer Diaspora-Gemeinde verwendet werden. Man soll sich die Welt ruhig anschauen, aber am besten keine Weltanschauung haben, gab der Vorsitzende der jüdischen Gemeinde den Diskussionsteilnehmern als Ratsschlag mit aufs Podium.

So lässt sich das kollektive Bemühen der Juden, in der nicht-jüdischen Umwelt zu bestehen, in zwei Phasen einteilen. «Wenn schon auffallen, dann nur positiv, als Patrioten, Frontsoldaten, brave Mitmacher vom Gesangsverein bis zum Schlachtfeld.» Diese Phase war spätestens mit dem Beginn der Nazi-Zeit beendet. «Am besten überhaupt nicht auffallen, so tun als wären wir gar nicht da, keine schlafenden Hunde wecken.» Diese Haltung war der natürliche Reflex der Überlebenden der Endlösung und sie bestimmte und bestimmt ihr Verhalten von 1945 bis heute. Aber inzwischen sieht es so aus, als wenn sich diese Haltung wenn schon nicht ihrem einsichtigen Ende so doch wenigstens einem Zustand der Relativierung nähern würde. Nicht weil der Antisemitismus sich von dem Wohlverhalten der Juden hat beeindrucken und von seiner Grundlosigkeit überzeugen lassen — im Gegenteil, inzwischen gibt es sogar einen Antisemitismus, der ohne Juden auskommt, der seinen natürlichen Gegenstand sozusagen überlebt hat. Wenn dieses «Am besten nicht auffallen» nun auf Widerspruch stößt, langsam, ganz langsam aufhört, die selbstverständliche Einstellung der Juden zu ihrer Umwelt und

Henryk M. Broder

Das Ende der Idylle

Über Alain Finkielkrauts Buch «Der eingebildete Jude»

Im Jahre 1932, am Vorabend der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten also, gab der Reichsbund jüdischer Frontsoldaten ein Gedenkbuch zur Erinnerung an die jüdischen Gefallenen des deutschen Heeres, der deutschen Marine und der deutschen Schutztruppen 1914–1918 heraus. Dem alphabetischen Verzeichnis der jüdischen Kriegsgefallenen war, unter anderem, ein Brief des damaligen Reichspräsidenten von Hindenburg vorangestellt, in dem dieser den Herausgebern seinen herzlichen Dank aus- und verspricht, das Gedenkbuch seiner «Kriegsbücherei einzuvorleiben». Neben dem Hindenburg-Brief stand ein kurzes Geleitwort von Leo Löwenstein, Hauptmann der Reserve und Bundesvorsitzender des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten, in dem es heisst: «Das edelste deutsche Blut ist das, welches von deutschen Soldaten für Deutschland vergossen wur-

de. Zu diesen gehören auch die 12 000 Gefallenen der deutschen Judenheit, die damit wiederum ihre allein ernsthafte und achtunggebietende Blutprobe im deutschen Sinne bestanden hat...»

Dass der deutschen Judenheit kurz darauf eine ganz andere Blutprobe im deutschen Sinne bevorstehen würde, konnte Leo Löwenstein, Hauptmann der Reserve und Bundesvorsitzender des Reichsbundes jüdischer Frontsoldaten, im Jahre 1932 nicht wissen. Das Beispiel zeigt, wie vergeblich das Bemühen um Zugehörigkeit sein kann und wie brüchig die Beweise, welche die Zugehörigkeit beleben sollen. Aber es wäre unfair, die Kurzsichtigkeit oder Naivität der deutschen Juden nur mit solchen Beispielen aus der Zeit vor dem Holocaust belegen zu wollen. Kürzlich hat der Vorsitzende einer grossen jüdischen Gemeinde die geladenen Gäste einer Diskussionsrunde um Zu-

deren vorbeugende Antwort auf mögliche antisemitische Attacken zu sein, so liegt das daran, dass sich gute 30 Jahre nach der beinah geglückten Lösung der Judenfrage Juden zu Wort melden, welche die Möglichkeiten nicht mehr akzeptieren, die ihnen von ihren Eltern vorgelebt wurden. An die Stelle der Alternative assimilatorische Über-Anpassung oder Schattenexistenz um den Preis der Selbstaufgabe tritt die sehr bewusste Überlegung, was Jude sein heute sein kann.

In dem Münchener Hanser Verlag ist vor ein paar Wochen ein Buch erschienen, das ein französischer Jude des Jahrgangs 1949 geschrieben hat: Alain Finkielkraut. Das Buch heisst in der deutschen Übersetzung «Der eingebildete Jude», die französische Originalausgabe, die bereits 1980 erschienen ist, hat denselben Titel: «Le Juif imaginaire».

Dieses Buch — obwohl in Frankreich geschrieben gilt es nicht nur für Frankreich — ist mit Sicherheit die wichtigste Arbeit zum Thema «jüdische Identität», welche nach dem Krieg geschrieben wurde. Es wird genauso, wenn auch aus anderen Gründen, ein historisches Dokument werden wie Jakob Wassermanns Anfang der 20er Jahre veröffentlichtes Bekenntnis «Mein Weg als Deutscher und Jude». Finkielkrauts Buch könnte auch heissen: «Mein Weg als Kind polnischer Juden, Franzose und Sozialist»; «der eingebildete Jude» ist nicht nur eine Anleihe bei Molière, sondern auch ein doppelt selbstironischer Verweis. Zum einen auf den Juden oft attestierten intellektuellen Hochmut, zum anderen darauf, dass Finkielkrauts «Einbildung», ein Jude zu sein, primär daher kommt, dass seine Eltern verfolgt worden sind. Er nimmt an etwas teil, das er nicht erlebt hat.

«Mit dem Judentum war mir das schönste Geschenk zuteil geworden, das sich ein dem Völkermord nachgeborenes Kind erträumen konnte. Ich erbte ein Leid, das ich nicht erfuhr», schreibt Finkielkraut zu Anfang seines Buches. «Vom Verfolgten übernahm ich die Rolle, ohne seine Unterdrückung zu erleiden. In aller Ruhe konnte ich ein aussergewöhnliches Schicksal geniessen, ohne mich einer realen Gefahr auszusetzen, hatte ich das Format eines Helden.» Das Judentum, das er von seinen Eltern geerbt hatte, war für Finkielkraut «die Erlösung vom Alltag», als er anfing, sich politisch zu engagieren, verband ihn «von Spartacus bis Black Power eine instinktive und bedingungslose Solidarität mit allen Verdammten dieser Erde», fühlte er sich doch selbst als «der lebendige Vorwurf, den die leidende Menschheit an ihre Henker richtete.» Das Judentum lieferte ihm «weder eine Religion noch eine Lebensregel, sondern die Gewissheit, sensibler als die anderen zu sein.» Es waren die bewegten 68er Jahre, als die Linken anfingen, sich für die Juden der spätbürgerlichen Gesellschaft zu halten. «Wir waren alle eingebildete Juden», stellt Finkielkraut rückblickend fest. Aber je länger er mit seinem Judentum an gab und je mehr «eingebildete Juden» die politische Szene betraten, umso unwohler wurde ihm dabei. Heute weiss er und spricht es aus: «Der Völkermord hat keine Erben. Niemand, der nicht zu den Überlebenden gehört, kann sich mit dieser nicht vermittelbaren Erfahrung brüsten. Kein Angehöriger unserer Generation kann von sich behaupten: Ich bin ein Kind von Auschwitz.»

Wenn Judesein tatsächlich eine Forderung bedeutet, dann, so Finkielkraut, «dürfen wir sie nicht als Forderung nach Iden-

tifikation, sondern müssen sie als Forderung nach Gedächtnis- und Erinnerungsarbeit begreifen.»

Die Forderung nach Gedächtnis und Erinnerungsarbeit, der Protest gegen eine Funktionalisierung des Massenmordes zum Zwecke seiner biografischen Aneignung und politischen Verwertung — dies sind die beiden Hauptsäulen, zwischen denen Finkielkraut seine persönliche Geschichte und die Geschichte seiner Generation präsentiert. Aber nicht nur das. Mit einer gedanklichen Präzision und einem sprachlichen Witz, der einem jungen Philosophen auch im Lande Voltaires alle Ehre macht, zerflügt er Mythen, die kein Mensch mehr in Frage stellt. Den «offiziellen Totenkult», die pflichtschuldige Trauer über die Vernichtung der Juden, entlarvt er als Fälschung. Er weist nach, dass der Völkermord selbst von jenen, die ihn bedauern, implizit als eine Beschleunigung der Geschichte hingestellt wird, die ohnehin eingetreten wäre. Finkielkraut macht klar, dass die Endlösung mit der Tradition des Antisemitismus vollkommen brach und die Nazigewalt hinsichtlich ihrer Ziele und ihrer Methoden eine absolute Neuheit war, welche von ihren Opfern, so leiderfahren sie auch waren, nicht begriffen werden konnte. Und dass die Juden den Hass der Antisemiten nicht deswegen auf sich zogen, weil sie die Assimilation verweigerten, sondern weil sie — ganz im Gegenteil — ihre eigene Anpassung — Finkielkraut spricht von «Entjudung» — vorantrieben, dass die Juden ihre Situation durch die Art und Weise, wie sie sich verteidigten, immer nur verschlimmerten — dies wird sicher viele überraschen, die immer noch glauben, der Antisemitismus habe etwas mit dem Aussenseiterverhalten der Juden zu tun

und sei durch eine Änderung dieses Verhaltens aus der Welt zu schaffen.

Finkielkraut schreibt zum Schluss seines Buches, es sei nicht «der erbauliche Bericht über eine Askese oder eine moralische Läuterung», es sei ihm immer noch nicht gelungen, seinen kleinen Privatfeind zu exorzieren, der sich interessant macht, sobald die Rede auf Jüdisches kommt. «Denn ich mag auch weiterhin Jude sein, um

mich begehrswert zu machen oder bemerkenswert, was auf dasselbe hinausläuft...»

Solche Geständnisse heben die Eitelkeit, die sie enthüllen, nur auf ein höheres Niveau. Finkielkraut kann sich einen so koketten Umgang mit der eigenen Unbescheidenheit leisten. Er hat ein grossartiges Buch geschrieben, das Juden wie Nichtjuden gleichermaßen aus der Idylle ihrer Versöhnungsrituale und Geschichtsanpassung stossen wird. Hoffentlich.

Ausgerechnet die Bio-Technologie, mit der sich Erbmassen manipulieren lassen und die «HiTech-Gesellschaft» mit Robotern, Computern und Kabelfernsehen sollen zu einem Wohlstand führen, der sich in 35 Jahren verdoppelt. Viele Menschen werden laut Kahn überhaupt nicht mehr arbeiten. In diesem Punkt trifft er die Realität, wenn man an das Millionenheer von Arbeitslosen in der westlichen Welt denkt. Wie die Existenzbedürfnisse der Massen nach Einführung einer völlig auf Roboter und Automatisierung umgestellten Industrieproduktion unter den bisherigen kapitalistischen Bedingungen befriedigt werden können, weiss Kahn nicht. Angesichts seines Ausweichens vor den gesellschaftspolitischen Zukunftsfragen bleiben seine Lobpreisungen einer technischen Entwicklung mit Mikro-Elektronik, neuen Werk- und Rohstoffen wie Kohlefasern und Keramik-Materialien nichtssagend. Die durch eine hemmungslose Ausbeutung der Natur verursachte Umweltzerstörung bagatellisiert der Alleswissende, indem er auf Lösungen hofft, die er noch nicht einmal ansatzweise kennt. Blinder Zukunftsglaube ersetzt die objektive Analyse. Stattdessen verleumdet er die Mittelklasse des saturierten Bürgertums, in der er jene Atomkraftgegner oder Umweltschützer vermutet, die angeblich jedes wirtschaftliche Wachstum verhindern wollen. Ausgerechnet der Propagandist eines luppenreinen Kapitalismus versucht, sich damit bei Lohnabhängigen anzubiedern. Kahn erweist sich nicht nur als Demagoge sondern auch als Dummkopf. Da versteht es sich fast von selbst, wenn seine rosa-rot verzerrten Zukunftsvisionen von der Springerpresse bejubelt werden: «Deutschlands Zukunft wird idyllisch, ruhig, gesund und wohlhabend. Einzige

Horst Hartmann

Ein Märchenonkel aus New York

Die Angst vor einer ungewissen Zukunft ist so alt wie die Menschheit. Immer wieder riefen Ängste und Sorgen Scharlatane auf den Plan, die den Menschen einreden wollten, das irdische Paradies stünde bevor, sobald die Übel der Gegenwart überstanden wären. Zu dieser windigen Zunft der Sprüchemacher und Volksverdummer gehört auch der masslos überschätzte Zukunftsforscher Hermann Kahn, auf dessen billigen Optimismus immer wieder Politiker und Wissenschaftler hereinfallen.

Der schwergewichtige Physiker, Mathematiker und selbsternannte Prophet, hat wieder einmal Banalitäten von sich gegeben, die unter dem Titel «Die Zukunft Deutschlands» im Verlag des kürzlich in Konkurs gegangenen Wiener Verlegers Fritz Molden erschienen. Kahn bemüht sich, den Deutschen wieder zu einer strammen Haltung zu verhelfen und kann ihre «kräftezehrende Kriegsfurcht» nicht verstehen. Die Wahrscheinlichkeit eines Krieges hält

er für «geringer als jemals zuvor nach Ende des Zweiten Weltkrieges».

Die einzige Begründung für seine Beruhigungspille besteht darin, auf die jetzige neokonservative Administration in Washington zu verweisen, trotz ihrer Aufrüstung in Höhe von Billionen Dollar. Kahn treibt eine durchsichtige Propaganda, wenn er behauptet, die grösste Gefahr für den Frieden «war die amerikanische Schwäche, und die überwinden wir jetzt». Wie dieser Friede aussehen dürfte, dafür liefert der Superschlaue ein ihn selbst widerlegendes Beispiel: Es könnte zu einem atomaren Schlagabtausch kommen. Die Russen würden New York und die Amerikaner Leningrad vernichten. Zehn Millionen Menschen würden dabei zwar getötet, aber Berufsoptimisten vom Schlagzeug ficht das nicht sonderlich an.

Wer die Zukunft derart zynisch sieht, kann auch für die technische Entwicklung nur oberflächliche Prognosen stellen.